

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **22 (2015)**

Heft 246

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

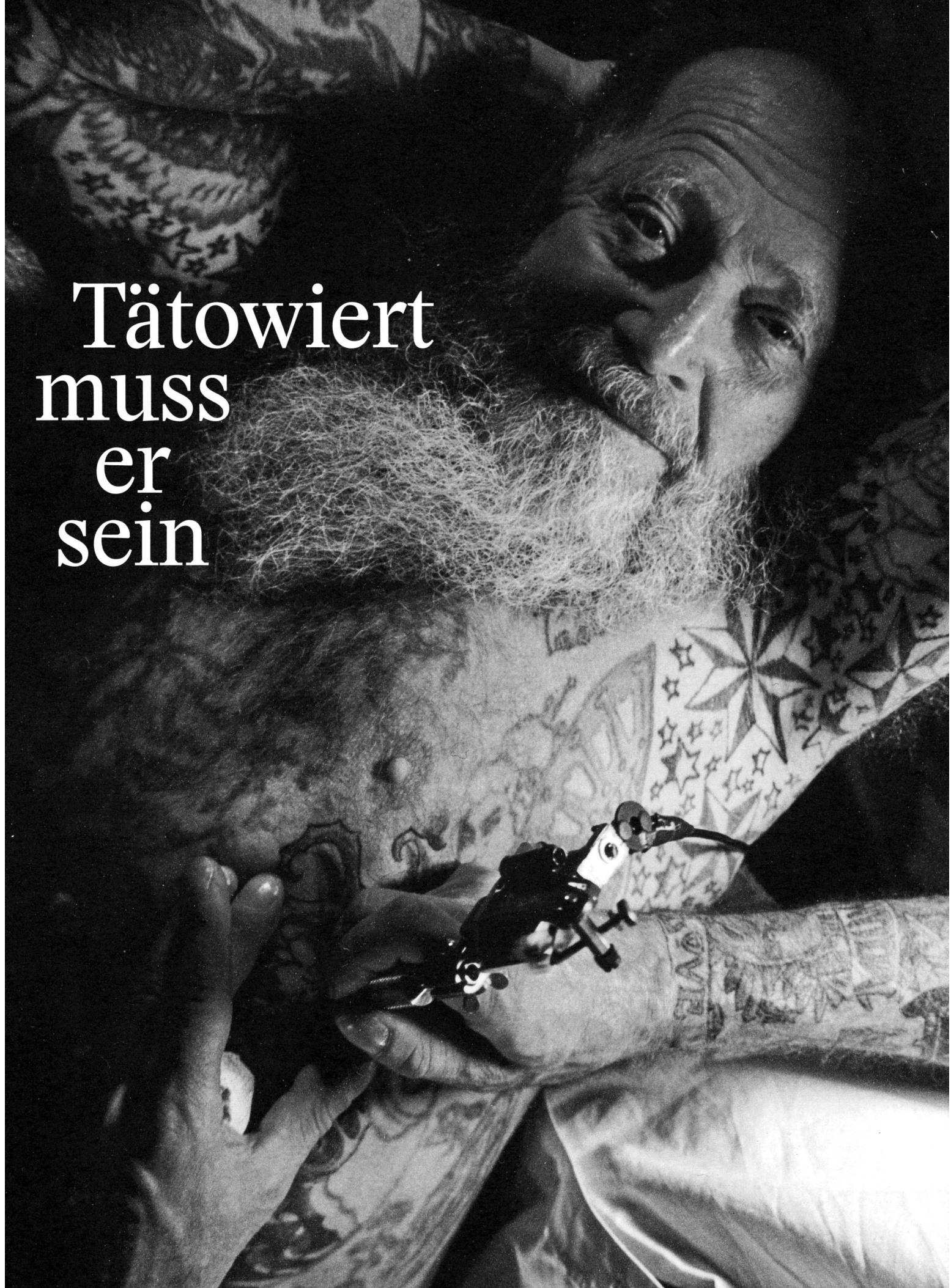
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tätowiert
muss
er
sein



Ein neues Buch erinnert an den legendären Tätowierer Herbert Hoffmann und seine Beziehungen zur Ostschweiz.

«Tätowiert muss er sein» heisst die Schlagzeile eines Artikels, der Eingang ins Sammelalbum von Herbert Hoffmann gefunden hat. *Tätowiert muss er sein*, so ist auch das Buch betitelt, das der Limmatverlag dieser Tage über Hoffmann herausbringt. Es macht ein Fundstück aus dem Nachlass des bekannten Tätowierers in der Kantonsbibliothek in Trogen zugänglich; Hoffmann (1919-2010) hatte, nachdem er sein legendäres Tattoo-Studio in Hamburg aufgegeben hatte, die letzten 30 Jahre seines Lebens in Heiden AR verbracht.

Neben seiner Arbeit als Tätowierer war Herbert Hoffmann ein passionierter Sammler. Seine Trouvaillen aus Zeitungen und Magazinen klebte er akkurat in ein Album. Es ist im Buch in der Originalanordnung reproduziert. Es enthält ausgeschnittene Zeitungsartikel mit Schwerpunkt in den frühen 1960er-Jahren, Bilder von tätowierten Männern und Frauen, Karikaturen und meist politisch unkorrekte Cartoons sowie Geschäftskarten von Tattoo-Studios. Kuriositäten stehen neben faszinierenden Zeitzeugnissen. «Das Buch», schreibt der Verlag, «steht nicht nur für Herbert Hoffmanns Leidenschaft, sondern ist auch ein Stück Sammlergeschichte, das Einblick gewährt in eine Zeit, in der illustrierte Zeitungen und Zeitschriften genauso wie Comics und Fernsehsendungen Konsumgut der breiten Massen werden.»

Die ergänzenden Essays bieten Hintergründe zum Album. Co-Herausgeberin Heidi Eisenhut erinnert an Hoffmanns Jahre in Heiden – ihren Beitrag drucken wir auf den folgenden Seiten nach. Die St.Galler Uni-Germanistin Ulrike Landfester schreibt über Tätowierungen als Text, der Fernsehjournalist Frank Baumann erinnert sich an seine Begegnungen mit Herbert Hoffmann, der Grafiker A. C. Kupper an seine Schwester, die «Rockerbraut» Gypsi Kupper. Und Anwalt Valentin Landmann diskutiert den Halbwelt-Ruf, den die Tattoo-Kultur hatte und bis heute hat. Seine kurze Geschichte der Tätowierung zeichnet nach, dass neben den Matrosen tatsächlich chinesische und japanische Mafiosi die Kultur des «Zugehörigkeitstattoos» pflegten. Über Russland (wo auch Herbert Hoffmann als Kriegsgefangener den Zugang zum Tätowieren finden sollte) kam der Brauch im 19. Jahrhundert nach Europa. Seinen «sagenhaften Aufschwung» (Landmann) erfuhr das Tätowieren aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Bikerszene; 1948 waren die Hells Angels in den USA gegründet worden. Es wurde nach und nach von anderen «Szenen» kopiert, kommerzialisiert – und zugleich banalisiert. «Den Tätowierungen kam das Rebelle und das Sich-zu-etwas-Bekennen zunehmend abhanden», stellt Landmann fest. «Das gilt heute mehr denn je.» Umso schwerer nachvollziehbar sei, dass die hiesigen Strafuntersuchungsbehörden noch immer glaubten: je kriegerischer ein Tattoo, desto potenziell gefährlich sein Träger. «Sie übersehen dabei, dass das unbeschriebene Blatt genauso kriminell oder noch viel krimineller sein kann», kritisiert Landmann.

Hoffmanns Bedeutung fassen die Herausgeberinnen so zusammen: «Aktiv in einer von strengen Konventionen geprägten Zeit, in der Tätowierung und Homosexualität in Verruf standen, setzte sich der Aussenseiter zeitlebens für Akzeptanz und gesellschaftliche Anerkennung seines Berufszweiges und der Tätowierkultur ein.» (Su.)

Herbert Hoffmann: Tätowiert muss er sein,
herausgegeben von Heidi Eisenhut Mirjam Fischer
und Atlas Studio, Limmatverlag Zürich 2015, Fr. 38.–

Buchvernissage in Hamburg: 11. Juni, 19 Uhr,
Museum für Kunst und Gewerbe.
Buchvernissage in Schwendi (Heiden AR):
voraussichtlich im Herbst.

Haus und Haut

Herbert Hoffmann und Jakob Acker in Heiden – ein bürgerliches Nachkriegsleben. *von Heidi Eisenhut*

1 «Mein Häuschen steht im Grünen, / Den Freunden wohl bekannt, / Von Sonn und Mond beschienen / Und Bäumchen an der Wand.» Wenn ich das Schweizer Häuschen von Herbert Hoffmann unweit meines eigenen Wohnorts in der Landschaft oder auf Fotografien betrachte, so kommen mir immer diese Liedzeilen von Johann Heinrich Voss (1751–1826), dem Dichter und Homer-Übersetzer aus Heidelberg, und die dazugehörige Melodie des Appenzeller Komponisten Johann Heinrich Tobler (1777–1838) in den Sinn. Wie viele Männerkehlen mögen dieses Lied schon gesungen haben? Voss hat seinem Gedicht den Titel *Häusliche Lust* verliehen. Vöglein, Blüten, Blum' und Frucht und der Wind, der laue, sind Gegenstand dieser Lust. Und dann, ganz bürgerlich züchtig, wie es sich gehört: «Ein edles Weibchen waltet / In Haus und Garten flink, / So schön und schlank gestaltet, / Sie herrscht mit holdem Wink. / Und um sie spielen Knaben / Gesund und rund und fein, / Dies muss mein Herz erlaben, / Ich muss ja glücklich sein.» Tobler nannte seine Komposition *Der glückliche Schweizer*.

2 In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird Appenzell Ausserrhoden mit seinen auf Högern und in Töbeln verstreuten «Häämetli», meist kleinen Holzhäusern, die infolge des Verlusts ihrer ursprünglichen Funktion als Weberhöckli, landwirtschaftlicher Kleinstbetrieb, Zwirnerei oder Mühle leer stehen, beliebt als Rückzugsort für Freiheit und Unabhängigkeit suchende «Alternative»: Einzelpersonen und Personengruppen, die ausserhalb gesellschaftlicher Konventionen leben. Die Gesetzgebung ermöglicht mehr als anderswo. Der Kanton ist für die Zulassung der freien Heiltätigkeit etwa oder für die Tolerierung religionsnaher Gruppierungen bekannt. Bis in die 1970er-Jahre wird diese Entwicklung zusätzlich begünstigt durch ein fehlendes Raumplanungsgesetz, das manch einen Bauern dazu verleitet, ein Stück Boden an einer sonnigen Halde zu verkaufen. So werden mitten in der Landschaft plötzlich Chalets gebaut.

3 Auch der 52-jährige Rorschacher Kaufmannssohn Walter Saxer (1905–1980), «one of the key men behind the beauty

scene in Hollywood», wie die «Chicago Daily Tribune» ihn bezeichnet, wird 1957 mit einem Bauern handelseinig. «Nach langem Suchen fand ich den Flecken Erde [...]: dort, wo ich meine Jugendjahre verbracht hatte, in der Nähe des Bodensees und in jenem Gebiete, wo wir als Knaben und Jugendliche unsere Wanderungen unternommen hatten – in Schwendi unterhalb Heiden in Appenzell Ausserrhoden», hält er rückblickend auf seinen Entschluss fest, die USA vor seiner Pensionierung zu verlassen und in die Schweiz zurückzukehren. Konsequenterweise hatte er sein ganzes Leben dem Tanz, der Gymnastik, dem Malen und Zeichnen und dem Kostümentwerfen gewidmet. Die Stationen seiner Biografie lesen sich wie ein Märchen. Mit 34 ist er Gymnastiklehrer auf Elizabeth Ardens Schönheitsfarm im US-Bundesstaat Maine, lernt dort Jennifer Jones kennen und wird ihr persönlicher Gymnastik- und Benimmlehrer in Hollywood. Sein Kundenkreis erweitert sich, es folgen Ingrid Bergman, Gary Cooper, Joseph Cotten, Jane Russell, Greta Garbo. Es dauert nicht lange, bis ein Grossteil der Filmstars zu seinen Schülern zählt. Er wird

Freund und Ansprechpartner in schwierigen Situationen – und Kritiker des Glamour-Lebens in Hollywood. Sein offenes Haus ist im Appenzeller Stil eingerichtet. 1959 lässt er Möbel und Einrichtungsgegenstände in Container verpacken und den Ozean überqueren. Er kehrt zurück an den Ort seiner Jugend, zum Bodensee, in die Hügel des Appenzellerlandes mit Blick über die Grenzen ins Vorarlbergische. Sein neues Häuschen trägt seinen Namen: «Walter». Es ist hineingebaut in die sonnige Halde am Waldrand und ist geräumig: mit Sauna, Turnraum, Garten, Garage und Terrasse. Der Sockel ist gemauert, die Wohngeschosse sind aus Holz, entworfen und konstruiert von einem einheimischen Zimmermann. Hier lebt er sein eigenes – anderes – Leben. Ungestört. Er empfängt weiterhin seine Freunde, darunter auch Herbert Hoffmann und Jakob Acker. Nach seinem Tod 1980 werden die beiden sein Haus übernehmen und von Hamburg nach Heiden ziehen.



Der Mann, der seine 30 Mädchen nicht mehr los wird

Ein Bild wird (blühigen Schönheit) mit der 22jährigen E...
Tag für Tag (und) Volante und Par... Co...
«Hängt er (sich) rein und hier...» Die...
an die 30 Mädchen (auch und An... die...
erinnert, die sich (sich) und... und 20...
Bildschirm... (sich) und... und 20...
weshalb... (sich) und... und 20...
weshalb... (sich) und... und 20...
auf der Haut (sich) und... und 20...
über... (sich) und... und 20...

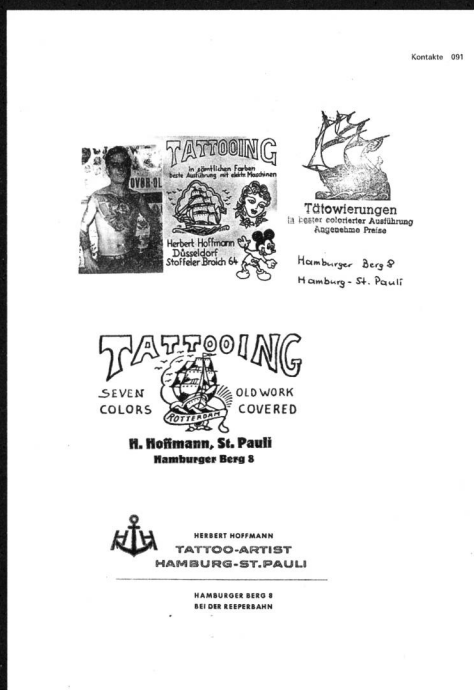
4 Hamburg-St.Pauli, Hamburger Berg 8, bei der Reeperbahn, 1961. Der gelernte Kaufmann, Kriegsveteran und ehemalige russische Internierte Herbert Hoffmann (1919–2010) eröffnet eine eigene Tätowierstube und bezieht zusammen mit seinem Lebenspartner Jakob Acker (1898–1985) die kleine Wohnung im ersten Obergeschoss. Er ist glücklich, denn er kann den Beruf ausüben, von dem er seit dem Kindesalter fasziniert ist, und er sieht sich umgeben von Menschen, die er lieb hat. Jack kocht und besorgt den Haushalt. Herbert arbeitet im Laden. Es ist nicht einfach, in den frühen 1960er-Jahren Kundschaft zu bekommen. Christian Warlich, der kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Hamburg eine Tätowierstube eröffnet hatte, nimmt den 42-Jährigen herzlich in seiner Nähe auf: «Ich freu' mich, wenn ein anständiger Mensch hierher kommt und tätowiert.» Von ihm, dem «König der Tätowierer», erbt Hoffmann wenig später nicht den Laden selbst, aber die Bezeichnung desselben als «Älteste Tätowierstube in Deutschland» – und zahlreiche Kunden. Hoffmann erzählt, dass die anderen Kollegen «sehr primitiv» waren. Tätowieren ist, so sieht das die Gesellschaft, etwas für Verbrecher und Randständige. Herbert Hoffmann sagt, das Bedürfnis nach Tätowierungen liege im Erbgut. Und er sagt, dass das Tätowieren charakterbedingt sei. «Wer sich tätowieren lässt, weiss, dass er sich damit ein für alle Mal und für sein ganzes Leben festlegt. Ein Tätowierter ist kein Unentschlossener, kein Zweifler; er will und wird zeitlebens für die Tätowierung einstehen [...]» Wer tätowiert ist, der steht zu seinem Anderssein.

5 «Wir wurden zum Kaffeetisch gerufen, Frau Huthöfer, Valentin, der Herr in Weiss und ich. [...] Und dann haben wir viel [geredet] über Tätowierungen. Sie haben mir aus ihrem Leben erzählt, und ich habe von meinen Wünschen [gesprochen], und ich wurde immer wieder eingeladen hinzukommen», schildert Herbert Hoffmann in der Fernsehsendung «Das volle Leben» 2009 bei Frank Baumann den Beginn seiner Freundschaft mit dem tätowierten Krankenpfleger Jakob Acker und dessen damaligem Partner, dem tätowierten bayerischen Schmied Valentin Huthöfer. Auf den Urbayer aufmerksam geworden ist der Preusse Hoffmann über eine Illustrierte, in der die Bilder des 120-Kilogramm-Kolosses auf dessen athletischem Körper gelobt werden. «Preiss», sagt der Bayer anlässlich einer Urlaubsreise der drei Freunde zu Hoffmann: «Versprich mir, dass du immer beim Joggel bleibst, wenn ich nicht mehr bin.» Wenig später erbt Hoffmann einen tätowierten Mann, der während der nächsten dreissig Jahre, bis zum Tod, treu an seiner Seite steht. Die Fotos im Nachlass sind die Fotos einer deutschen, bürgerlichen Nachkriegsfamilie: Kaffee und Kuchen, das Zusammensein mit Verwandten und Freunden, gemeinsame Reisen im Auto, in den Schwarzwald, an den Bodensee, nach Kopenhagen, ein geregeltes Leben mit klarer Rollenverteilung: der eine im Geschäft, der andere im Haushalt, Hemd, Kittel, passende Hosen und Schuhe, Seriosität, Diskretion. «Ich möchte nur ganz gern, dass man mich [...] in guter Erin-

nerung behält, und darum versuche ich, möglichst so zu leben, dass ich niemandem etwas Böses antue, niemanden belüge, niemanden betrüge, niemandem etwas nehme, sondern lieber gebe als nehme und dass ich bestrebt bin, überall Gutes zu tun und zu hinterlassen», sagt Hoffmann in der erwähnten Fernsehsendung ein Jahr vor seinem Tod.

6 «5.1.1985 Unser Haus im Winter», steht in Herbert Hoffmanns ebenmässiger Handschrift auf der Rückseite der Fotografie, die er in sein Sammelalbum hineingelegt hat. Das Häuschen im Grünen ist eingeschnitten, aus dem Schornstein steigt Rauch, die Landschaft ist lieblich. Alles ist ruhig, etwas verschlafen vielleicht, wohlgeordnet. Sprachgeschichtlich heisst hūs «das Bedeckende» und ist verwandt mit hût, das sich zu den Worten Hütte, (Ob-)Hut oder hüten und Haut ausdifferenziert. Ein Haus bietet Schutz, ist Membran zwischen innen und aussen. Das Gleiche gilt für die Haut, auch sie ist die Grenze zwischen Welten: zwischen dem, was von aussen wahrgenommen wird, und dem, was innen stattfindet. Herbert Hoffmanns Leben, seine Leidenschaft, die Tätowierung,

spielt mit dieser Grenze, indem sie diese transzendiert. Die Behausungen von Herbert und Jack in Hamburg und Heiden lassen Nähe, Blicke ins Innere und im Innern selbst ungeahnte Freiräume zu. Die Tätowierung ist der Eintrittscode in eine andere kulturelle Umgebung, die Entgrenzung, Freiheit, Glück ermöglicht und das Leben von Wünschen und Träumen zulässt – für Gleichgesinnte, Seelenverwandte, die diese «Charaktereigenschaft», wie Herbert Hoffmann sagt, besitzen. Er selbst hinterlässt im Sammelalbum mit Zeitungsberichten, Bildern und Geschäftskarten und in seiner Sammlung von Lebensgeschichten, Fotografien und Korrespondenzen tätowierter Menschen ein wunderbares Archiv eines gelebten Andersseins in all seinen Facetten.



Der Beitrag stammt aus dem eben erschienenen Buch *Herbert Hoffmann. Tätowiert muss er sein*, Limmatverlag Zürich 2015, Fr. 38.–

Weiterführende Literatur:
Heidi Eisenhut: *Lehrer in Hollywood, Heimweh nach Heiden: Walter Saxer*. Obacht Kultur 8/2010. obacht.ch/das-kulturblatt/an-bauen/
Oliver Ruts & Andrea Schuler: *Bilderbuch-Menschen – tätowierte Passionen 1878–1952, portraitiert und fotografiert von Herbert Hoffmann*. Berlin, Memoria Pulp, 2002.

Bilder: aus dem Album

Ausserrhodische
KULTUR
STIFTUNG



Ausschreibung von
Werkbeiträgen 2015

**Bildende Kunst
und Architektur
Literatur, Theater, Tanz**

Bezugsberechtigt sind Kunstschaefende aus den genannten Bereichen, die im Kanton Appenzell Ausserrhoden wohnhaft sind, das Bürgerrecht des Kantons besitzen oder sonst einen besonderen Bezug zum Kanton nachweisen können.

Detaillierte Bewerbungsunterlagen erhalten Sie bei:
Ausserrhodische Kulturstiftung, Geschäftsstelle,
Marie-Theres Suter, Postfach 46, 9053 Teufen, oder
www.ar-kulturstiftung.ch

Einsendeschluss:

Literatur, Theater und Tanz **30. Juni 2015**
Bildende Kunst und Architektur **31. August 2015**

TAI CHI CHUAN

Neue Einsteige-Kurse



bewegen
meditieren
verlangsamen
gesunden

Montags in St. Gallen
16 - 17 Uhr
Multergasse 31
Beginn 17. August 2015

Dienstags in Trogen
20 - 21 Uhr
Beginn: 18. August 2015

Eine Woche in Südfrankreich
4. - 10. Oktober 2015

Anka Surber
ankasurber@bluewin.ch
079 508 36 59

C O M E D I A



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

DA GIBT ES LITERATUR.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog **mit E-Shop!**

0
6
-
2
0
1
5

www.kinok.ch



Kinok | Cinema in der Lokremise
Grünbergstrasse 7 | St.Gallen
Reservierungen: 071 245 80 72

Die Welt essen

Drei Jahre, nachdem sie sich zusammengetan haben, taufen Loreley & Me ihr erstes Album *LUCKNOW*, eine eingängige Gitarren-Groteske.
von Corinne Riedener



Bild:pd

Es kann passieren, dass man klammheimlich ein Album zusteckt bekommt. Ungefähr mit den Worten: «Hör mal rein, aber gib's nicht weiter, kommt erst im Mai raus.» So viel zu den Vorzügen, die man als Kulturjournalist hin und wieder genießt. Wichtiger ist: Loreley & Me – vielleicht noch vom letztjährigen Openair St.Gallen in Erinnerung – haben es auf exakt oben beschriebenem Weg in die unbefugte Stereoanlage meiner besten Freundin geschafft. Nicht weil sie das musikalische Rad neu erfunden hätten. Auch nicht weil Loreley und Neil Nein die neuen Wunderkinder im Osten wären, denn sonst wären sie a) schon längst berühmt oder könnten b) Noten lesen. Neil findet ohnehin, dass er ein ziemlich schlechter Gitarrist sei. So wie Loreley gern poetischere Texte schreiben würde.

Hauptgrund für #Loreleaks war vermutlich die Hoffnung, dass ihr Erstling *LUCKNOW* nachhaltiges Potenzial hat. Schliesslich ist es an der Zeit, dass die Restschweiz wieder mal etwas zu hören bekommt vom gitarrenspielenden Osten.

Ein Zack zur Plattentaufe

Loreley und Neil haben sich im Sommer 2012 gefunden. Buchstäblich. Als Fremde in der Fremde. Was nicht so selbstverständlich ist, da Loreley in Degersheim gross geworden ist und Neil in Altstätten. Jedenfalls besuchte sie damals eine Bekannte in jenem Manchester, in dem auch er sich als Strassenmusiker die Zeit vertrieb, und so passierte es, dass sie eines Nachmittags bei ihm hängenblieb. Zunächst als Mikrofon-Halterin, wenig später singend als Jam-Gespännli. Dass sie vom selben See kommen, haben sie erst nach der spontanen Jam-Session kapiert, als sie die ersten paar Worte wechselten. Daraus wurden viele und noch mehr Musik. Manchester habe es ihnen angetan, sagen sie, diese Stadt mit ihrer entspannten Strassenkultur. Zur Plattentaufe haben sie einen alten Bekannten von dort eingeladen, Zacc Rogers: jener Blues-Gitarrist, der sie in die Geheimnisse der gehobenen Gehwegmusik eingeweihte. «Zacc war das verbindende Element», erinnert sich Loreley, «darum haben wir ihm einen Song gewidmet».

Zack ist sogar die erste Loreley & Me-Komposition überhaupt – solider Bluesrock auf einem eher zügigen Beat. Erinnerung stellenweise an Franz Ferdinand. Oder Reignwolf. An einem ganz, ganz schlechten Tag. Mit einem Gipsarm. Oder auch zwei. Oje, selbst jetzt ist der Vergleich noch steiler als steil. Die fast schon allzu vielbeschworene Nähe zu Jack White oder den Kills wäre wohl doch passender gewesen. Ums noch halbwegs zu retten: *Zack* und Reignwolfs *Electric Love* lassen sich zumindest musikalisch vergleichen. Und wie Reignwolf scheint auch Neil ein Überzeugungstäter zu sein. Er handhabt seine Gitarre zwar nicht annähernd so virtuos wie das kanadische Übertalent, doch die Riffs kommen ungefähr vom selben dreckigen Schrottplatz.

Rund wirts mit Loreley. Ihre Stimme ist es, die den ganzen Dreck erst farbig verschmiert und aus *LUCKNOW* diese eigenwillige Gitarren-Groteske macht. Es ist ein kurliges, prächtiges, mächtig zerbrechliches und ernsthaft verspieltes Album. Passend dazu wird darauf ständig und ebenso freudig gescheitert. Die Schwüre sind so bedingungslos wie die Heldin furchtlos ist, irgendwie verloren und doch auf alles gefasst. Kurzum: Man will die Welt essen. So ungefähr liesse sich auch *To The Sun*, der selbstbewusste Opener, zusammenfassen. Daneben gibt es auch schattige Nummern auf *LUCKNOW*. Aber nie wehleidige. In *Dead End* oder *At Night* etwa geht es vielmehr um die Erkenntnis, dass auch Tränen und Flüche letztlich nur einen Zweck erfüllen.

Dreck unter den Fingernägeln

Die zweistimmigen Parts, zum Beispiel in *White, Worn Out Leather* oder *Twin*, gehören mit zu den eingängigsten. Sie klingen wie The XX mit ordentlich Dreck unter den Fingernägeln. Nur sind Loreley und Neil bedeutend weniger schüchtern als das Londoner Trio. Und besser gelaunt. Vermutlich auch experimentierfreudiger, denkt man an die Lo-Fi-Echos und dubiosen Klangschaten, an all die Kratzer, Klicks und anderen Synthie-Effekte auf *LUCKNOW*. Sie wirken ähnlich rudimentär und grenzalchemistisch wie die Produktionsmittel, mit denen sie teilweise entstanden sind. «Jeder anständige Ton-techniker würde sich die Haare raufen, wenn er wüsste, wie manche Sounds produziert wurden», sagt Neil. «Andere geben Unsummen fürs Equipment aus. Wir nehmen auch mal ein läppisches 20-Franken-Mik. Und ich steh' auch auf Drum-machines, mögen sie noch so verpönt sein.»

Abgesehen von den Gitarren sind auf *LUCKNOW* nur wenige Parts live eingespielt, der Rest kommt aus einem «vergleichsweise billigen Standardprogramm», wie Neil sagt. Am liebsten nutzt er seine Tiefpreis-Software, um mit Alltagsgeräuschen zu spielen. Er entdeckt sie überall – am Bahnhof, in 60er-Jahre-Talkshows, im Kopierraum oder beim Rumeiern mit Loreley. Diese analogen Fundklänge zeichnet er mit Billig-Apps, alten Tonbandgeräten oder den völlig falschen Mikrofonen auf, danach wird digital weitergepröbelt, mutiert, verzerrt, übereinandergeschichtet, zerhackt. Gerne auch stundenlang. Oder, wenn man Loreley fragt: «Nächtelang!»

Loreley & Me: *LUCKNOW*, ab 29. Mai im Handel
Plattentaufe: Freitag, 12. Juni, 21.15 Uhr,
Grabenhalle St.Gallen, mit Zacc Rogers und Wassily.

Düstere Kurztrips

Mit einem prall gefüllten Programm tourt die Kurzfilmnacht durch die Schweiz und zeigt auch Filme von lokalen Regisseuren. Die Ostschweizer Clips sind harter Stoff. von Urs-Peter Zwingli



Von Misstrauen zerfressen: Die hochschwangere Nina (Steffi Friis) in *Eltern*. (Bild: Kurzfilmnacht Schweiz)

Ein auseinanderfallendes Liebespaar, bei dem jeder Blick eine Anklage ist. Drei junge Männer, die von prügelnden Vätern oder dem Leben im Rollstuhl sprechen. Ein Mädchen, das von seiner Mutter terrorisiert wird. Und schliesslich ein Mann, der heulend um den Gnadenschuss fleht, weil er nicht ersäuft werden will: Die Themen der St.Galler Regisseure sind düsterer heavy shit – zumindest an der Kurzfilmnacht Schweiz, die Anfang Juni im St.Galler Stadtkino Storchen gastiert.

Gezeigt wird in den beiden Nächten jeweils ein gut viereinhalbstündiges Kurzfilmprogramm, unterteilt in fünf Blöcke. Einer der Blöcke wird je nach Spielort von regionalen Regisseuren bestritten, die nach den Vorführungen von ihrer Arbeit erzählen. Der regionale Filmblock wird an mehreren Orten in der Ostschweiz zusätzlich aufgeführt. Eine gute Gelegenheit also, sich wieder mal mit der vernachlässigten Kurz-Kunstform zu befassen. Leider gilt der Kurzfilm vielen als blosser Experimentierform für Filmstudis oder Sprungbrett für Jungfilmerinnen und -filmer: In Kino und Fernsehen schafft er es selten. Dabei muss man fähig zu ungeheurer Verdichtung sein, will man in einem Kurzfilm eine Geschichte erzählen.

Hochschwanger und zerrüttet

Erstaunlich ist, wie es die St.Galler Filmemacher schaffen, mit Andeutungen eigene Bilder im Kopf der Zuschauer entstehen zu lassen. Etwa in der Kurzdoku *Spuren* des Thurgauers Lukas Gut und seines Co-Regisseurs Steven Vit. Der Film begleitet drei junge Männer, die von Schicksalsschlägen getroffen wurden: In kurzen Sequenzen erzählen sie immer wieder ein wenig mehr von ihren Geschichten, daraus setzt man sich dann ein Gesamtbild zusammen. Unterbrochen werden die Zitate von Luftaufnahmen von Skipisten oder

nächtlichen Autobahnen, die Bilder unterlegt mit bedrohlichem Drohnen-Sound. Auch der Film *Eltern* des Arboner Regisseurs Luca Ribler wirft Fragen, ja gar Rätsel auf: Er porträtiert in einer knappen Viertelstunde ein Paar – sie ist hochschwanger – das völlig zerrüttet ist und sich zuletzt gegenseitig mit ihren Autos verfolgt. Was muss vorher alles passiert sein, um dieses tiefe gegenseitige Misstrauen zu rechtfertigen?

Gezeigt werden im lokalen Programmblock unter dem Titel «Made in St.Gallen» auch zwei St.Galler Produktionen: Der dialoglose Animationsfilm *The Sound of Crickets* von Justine Klaiber sowie der blutige Gangster-Einakter *Coup de Grâce* von Pascal Glatz.

Eine gute Prise Paranoia

Die Tour, die von den Internationalen Kurzfilmtagen Winterthur kuratiert wird, zeigt aber auch gesamtschweizerisches und internationales Schaffen: Jeweils ein Programmblock widmet sich dem Schweizer Kurzfilm, skandinavischen Kriminalfilmen, dem Musik- und Tanzfilm sowie den Nominierten in der Sparte Kurzfilm der Oscars 2015.

Aus der Schweiz sticht etwa *De Schnuuf* hervor, ein dialogloser Blick in die beklemmende Welt eines Ausbildungsbunkers der Feuerwehr: Menschen in dicken Schutzanzügen und Gasmasken rennen auf Laufbändern und setzen sich Feuer, Blitz und Rauch aus. Der Film verbreitet eine gute Prise Paranoia – als Ton hört man einzig den Gasmasken-Atem à la Darth Vader – und zeigt gleichzeitig ausserirdisch anmutende Bilder. Gesprächiger kommt *Discipline* des Romands Christophe M. Saber daher, der den diesjährigen Schweizer Filmpreis gewonnen hat: In einem Eckladen verpasst ein Vater seiner Tochter eine Ohrfeige, als diese mutwillig ein Glas Senf auf den Boden schmeisst. Immer mehr Kunden schalten sich in die anschliessende, absurde Diskussion ein, die letztlich in eine Keilerei ausartet.

Kurzfilmnacht Schweiz. Freitag, 5. Juni, und Samstag, 6. Juni, im Kino Storchen, St.Gallen, Programmstart um 19 Uhr.

Kurzfilmnacht-Soirées des regionalen Filmprogramms «Made in St.Gallen»: Freitag, 5. Juni, Cinewil, Wil. Montag, 8. Juni, Kinotheater Madlen, Heerbrugg. Mittwoch, 10. Juni, Kino Passerelle, Wattwil.

www.kurzfilmnacht-tour.ch

Das Kalb an der Beerdigung

Am Montag wird Alber gefeuert und der Liebhaber seiner Frau Hanna stirbt. Was bis zur Beerdigung am Freitag geschieht, ist aber nur ein Teil der Geschichte. Alles zusammen ist *Verlangen nach mehr*: der neue Roman der Thurgauer Autorin Andrea Gerster. von Eva Bachmann

Dieses Kalb muss man einfach mögen! Es ist eine ebenso groteske wie herzergreifende Idee: Allein und verlassen steht es da, den Alpabzug gestern hat es verpasst, Kulleraugen und Babyfell kann man sich dazudenken. Natürlich ist auch Alber Dillig gerührt, obwohl er als smarterer Businessman keine Ahnung von Tieren hat. Eigentlich nicht einmal von Menschen. Aber er ist gerade auch sehr verwundbar, da am Morgen aus seiner eigenen Firma geworfen und auf dem Weg, sich das Leben zu nehmen. Die beiden, Alber und das Kalb, werden eine Schicksalsgemeinschaft zwecks gegenseitiger Rettung.

Eine nette Familie

Das Verfahren hat Andrea Gerster mehrfach erprobt: Sie wirft einen Protagonisten aus der vorgespurten Bahn und schaut dann sozusagen zu, wie sich seine Geschichte entwickelt. Dabei geizt sie nicht mit unkonventionellen Einfällen, um die Irrationalität zu steigern bis hin zum finalen Einsturz des ganzen Systems – in diesem Fall der Familie Dillig. Gerster wechselt häufig die Perspektive, denn das, was bis vor kurzem wenigstens zum Schein eine Familie war, sind nunmehr auseinanderstrebende Teilchen: Die Töchter Mia und Lena haben sich in eine WG verzogen, Sohn Clemens drückt sich um sein Coming-out herum, Alber ist in den Bergen und Hanna in Berlin.

Auch Hannas Abreise war überstürzt. Sie hat an diesem Morgen vom Tod ihres langjährigen Liebhabers, des leiblichen Vaters von Clemens, erfahren. Auch sie steigert sich allmählich in einen Wahn, ihr läuft kein Kalb zu, aber ein Mann, der nach Belieben auftaucht und verschwindet und überhaupt nur für sie sichtbar ist. Derjenige der Familie aber, der sich bisher am wenigsten um gesellschaftliche Normen gekümmert hat, Clemens nämlich, sitzt brav daheim, lernt Physik und fragt sich: «Wo sind meine Leute abgeblieben?»

Roman, Tagebuch, Chat

Der Spuk dauert fünf Tage, von Montag bis Freitag, dem Tag der Beerdigung. Hier treffen sie alle zusammen, das Kalb inklusive. Dieser Tag der Abrechnung ist eine Narrenparade sondergleichen, und Andrea Gerster erzählt ihn mit ihrer ganz eigenen Lakonie. So weit schliesst der Roman an ihre Kurzgeschichten an. Die längere Form erlaubt mehr Orts- und Perspektivenwechsel sowie ausgedehntere Rückblicke in das Leben als Familie und das Wahre des Scheins durch Schweigen und Wegsehen. Doch damit sind wir erst bei zwei Dritteln des Buchs.

Was dann folgt, ist ein grandioses Vexierspiel, so möchte man sagen, wenn man denn wüsste, wer dem Roman diesen Stempel aufgedrückt hat. Auch dieser Begriff gehört zum Verwirrspiel, dessen Inhalt hier nicht im Detail preisgegeben werden soll. Jedenfalls wechselt Gerster im zweiten und dritten Teil erneut sowohl die Perspektive als auch die

literarische Form: Nummer zwei ist ein Tagebuch, drei ein Chatinterview. Dass sie damit die vorhergehende Geschichte als Fiktion entlarvt, ist wohl wenig überraschend. Überdies erlaubt es der Kunstgriff, die Autorschaft der Geschichte radikal in Frage zu stellen.

Drehen am Kaleidoskop

Raffiniert ist daran, dass diese Autorschaft nicht einfach jemand anderem zugeschrieben wird, sondern dass die Aussagen dazu mehrfach gebrochen sind. Die Leserin blickt sozusagen in ein Kaleidoskop mit bunten Steinchen von Akteuren, von Fiktionen und von Realität – ein kleiner Dreh, und das Bild ist total verändert. Nicht einmal die behauptete Autorin kann am Schluss noch sagen, wer welchen Stein eingebracht hat. Was als Fiktion geschrieben wurde, erweist sich auf einmal als real, und doch ganz anders. Wer hat gedreht?

Gerster natürlich. Sie erweist sich mit diesem Buch einmal mehr als gewiefte Protokollantin bedrohlich rissiger Oberflächen, unter denen das diffuse Verlangen nach mehr als dem Gewohnten lauert. Als Erfinderin absurder Ereignisse kannten wir sie auch schon, doch mit der Wendung im letzten Drittel, die mit grosser List eine Reflexion über die Literatur an sich anstösst, hat Andrea Gerster diesmal noch einen Dreh zugelegt.



Andrea Gerster: *Verlangen nach mehr*. Lenos Verlag, Basel 2015. Fr. 27.90

Éducation permanente

Mario Andreotti, Autor des Buchs *Die Struktur der modernen Literatur* und früherer Lehrer an der Kantonsschule St.Gallen, im Gespräch mit *Florian Vetsch*.

Sie haben nie einen Hehl aus Ihrer südländischen Herkunft gemacht. Wo liegen Ihre Wurzeln?

Mario Andreotti: Ich bin im Kanton Glarus aufgewachsen, dies aber zweisprachig, deutsch und italienisch, da mein Vater Tessiner war. Aus der Erbschaft meiner Grosseltern besaßen meine Eltern im Gambarogno recht viel Land, das es zu bearbeiten galt, so dass meine Familie mehrmals im Jahr für längere Zeit im Tessin, genauer gesagt in Piazzogna, weilte. In Schwyz habe ich die kantonale Matura gemacht und danach das Oberseminar besucht. Ich war Internatsschüler in einer reinen Knabenschule, die, obwohl sie staatlich war, nach streng katholischen Regeln geführt wurde. Das hiess genau geregelte Tages- und vor allem Studienzeiten, das bedeutete einen klar definierten Ausgangsrayon, das hiess wöchentlich dreimal den Gottesdienst besuchen, das hiess eine stark humanistisch-christlich ausgerichtete Bildung, bei der Latein eine zentrale Rolle spielte.

Wie beurteilen Sie heute diese Ausbildung?

Sie haben kürzlich im «Tagblatt» mit einem Podiumsbeitrag zur gymnasialen «Elite» kritische Reaktionen provoziert.

Unsere streng religiös-kirchlich ausgerichtete Ausbildung kann man heutigen Jugendlichen kaum mehr zumuten. Die Vorstellung von religiöser Mündigkeit, die gemäss Bundesverfassung jedem Jugendlichen ab 16 Jahren zusteht, gab es bei uns in der Praxis noch nicht. Andererseits täte et was von der Disziplin, die man uns abforderte, heutigen Jugendlichen durchaus gut: der klar geregelte Tagesablauf, die hohe Konzentration im Unterricht, der Respekt gegenüber Lehrern (Lehrerinnen hatten wir auf der Mittelschulstufe noch keine) usw. Als Mittelschüler (Gymnasiasten und Seminaristen) verstand man sich damals noch als Elite – ein Verständnis, das seit der Demokratisierung der Mittelschulen in den 1970er-Jahren mehr oder weniger verloren gegangen ist. Unsere gymnasiale Bildung war zwar weniger breit (Englisch war beispielsweise nur Freifach), dafür umso tiefer: Man hatte für jedes Fach einfach mehr Zeit – und dies, weil schon die Mittelschulzeit mit acht Jahren zwei Jahre länger dauerte als heute.

Sie haben in Zürich Germanistik studiert und über Jeremias Gotthelf, speziell über die «Fremdenmotivik» in seinem Werk, doktriert. Was hat uns Gotthelf heute noch zu sagen?

An einem Beispiel aus der *Schwarzen Spinne* gezeigt: Die Bauern dürfen am Schluss der Novelle das neue Haus bauen, aber es muss am alten Platz stehen. Übersetzt heisst dieses Bild wohl: Bei allem Fortschritt, den Gotthelf durchaus positiv sieht, muss der Mensch in bestimmten, religiös-sittlichen Traditionen verwurzelt bleiben. Das «Fremde» als Bedrohendes fällt dann ein, wenn er diese Traditionen verlässt, wenn er beispielsweise vergisst, dass ein Staat erst dann gedeihen kann, wenn seine Urzelle, die Familie, gesund ist. Daher Gotthelfs berühmt gewordenes Wort: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.»

Wie haben Sie den Zürcher Literaturstreit erlebt?

Den Zürcher Literaturstreit von 1966/67 habe ich selber – es war noch meine Mittelschulzeit in Schwyz – nicht erlebt, aber die Nachwirkungen in den frühen 70er-Jahren sehr wohl: Emil Staigers Stern, der in den 50er- und noch in den 60er-Jahren hell geleuchtet hatte, war am Sinken. Man akzeptierte nicht mehr, dass er die literarische Moderne an der Weimarer Klassik, an Goethe und Schiller, mass. An seine Vorlesung über Gottfried Benn im Wintersemester 1973/74 erinnere ich mich noch gut: Da versuchte Staiger, sich über Benns Marburger Vortrag «Probleme der Lyrik», über die darin genannten Merkmale veralteter Gedichte, lustig zu machen, was in der Aula mit einem Pfeifkonzert beantwortet wurde.

Welche Werte waren Ihnen als Lehrer an der Kantonsschule St.Gallen wichtig?

Die Schüler sollten einerseits durch die Geschichtlichkeit der Literatur andere Auffassungen von der Welt kennenlernen, sollten erleben, dass die eigene Welt nicht die einzige ist, die es gibt; andererseits aber sollten sie auch erkennen, dass die Literatur ja auch von ihnen spricht, insofern nämlich, als sie etwas über unsere elementaren existentiellen Erfahrungen, wie Einsamkeit, Fremdheit, Rollen-zwang, Scheitern, Aufstieg und Fall, Unausweichlich-

keit von Schuld, Rätselhaftigkeit des Lebens usw. aussagt. Die Literatur erweist sich in diesem Sinne als Deutung der menschlichen Existenz – für mich *der* zentrale Wert, den ich zu vermitteln versuchte.

Welchen Ratschlag würden Sie heute einer Schülerin oder einem Schüler mit auf den Weg geben? Mein Rat ist, Bildung nicht statisch, sondern als etwas Dynamisches, Prozesshaftes im Sinne einer «*éducation permanente*» aufzufassen.

Wie kam es, dass Sie wissenschaftliche Literatur zu schreiben begannen?

Die literarische Moderne hat mich schon während meiner Studienzeit fasziniert. Freilich ahnte ich schon früh, dass uns in der traditionellen Literaturwissenschaft, wie ich sie in Zürich vermittelt bekam, die Kategorien grösstenteils fehlen, um moderne literarische Texte adäquat zu beschreiben. So begann ich mich mit semiotischen Interpretationsverfahren zu befassen, wie sie vor allem die Strukturalisten oder dem Strukturalismus nahe stehende Forscher (Claude Lévi Strauss, Roland Barthes, Michel Foucault, Jürgen Link u.a.) entwickelt hatten. Unter der Leitung von Otto Keller entstand am Deutschen Seminar der Universität Zürich Anfang der 80er-Jahre der Arbeitskreis «Semiotik und Didaktik». Aus meiner Mitarbeit in diesem Arbeitskreis ist 1983 das Buch *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Wege in der Textanalyse* hervorgegangen.

Seit einigen Monaten liegt die 5. Auflage dieses Buchs vor. Offensichtlich ein «Longseller»? Ich würde meinen, aus zwei Gründen: Zum einen schliesst das Werk eine Marktlücke. Lehrkräfte und Studierende bekunden vielfach Mühe beim Umgang mit schwierigen modernen Texten (zum Beispiel mit diskontinuierlichem Erzählen oder mit hermetischer Lyrik), weil ihnen die Kategorien fehlen, um diese adäquat zu interpretieren. Das Buch gibt ihnen diese Kategorien, etwas salopp gesagt, gleichsam in die Hand. Und zum andern wurde jede Neuauflage auf den neuesten Stand gebracht. Die 5. Auflage bezieht insbesondere avantgardistische Literaturformen wie Hip-Hop, Rap, Beatboxing, Slam Poetry, Handyroman und Twitter-Lyrik mit ein.

Der vielfältige Paradigmenwechsel, der sich um die vorletzte Jahrhundertwende ereignete und aus dem die Moderne hervorging, spielt in Ihren Publikationen eine zentrale Rolle. Weshalb?

Im Übergang von der geistesgeschichtlichen Tradition zur Moderne vor und kurz nach 1900 hat sich sowohl die überkommene Vorstellung vom menschlichen Subjekt als auch von der «Wirklichkeit» aufgelöst. Geradezu verblüffend ist dabei, dass dieser gewaltige Auflösungsprozess fast alle Wissenschaften und Künste erfasst. Er reicht von der Auflösung einer einheitlichen Perspektive auf die Welt in der Philosophie über die progressive Auflösung des Subjektbegriffs in der Psychoanalyse bis hin zur Auflösung des abgebildeten Gegenstands in der Malerei, der Tonalität in der Musik und des Kausalitätsbegriffs in den Naturwissenschaften. All diese Prozesse haben auffallende Parallelen in der Literatur: Im Roman löst sich schon kurz

nach 1900 das lineare, chronologische Erzählen in ein diskontinuierliches Erzählen auf, in der Lyrik wird vor allem seit dem Expressionismus die Bildkontinuität zunehmend gesprengt. Es entsteht das moderne Simultangedicht.

Eine Art Montageprodukt?

«Montage» lässt sich mit Blick auf die literarische Moderne auf zweifache Weise verstehen: zum einen als Aneinanderreihen heterogener Elemente in einem Text, so wie der Begriff üblicherweise verstanden wird, und zum andern als formale Umsetzung der modernen, seit Nietzsche und Freud thematisierten Ich-Auflösung. So ist beispielsweise die Figur Gregor Samsa in Kafkas Erzählung *Die Verwandlung* Mensch und Tier in einem. Sie erscheint damit als eine gespaltene, vollkommen entpersönlichte Figur, ohne psychische Kohärenz, ohne jede Identität im Sinne traditioneller Figuren. Diese zweite Form der Montage ist für das «Wesen» der literarischen Moderne besonders wichtig; sie gilt als typisch avantgardistisch.

Welche Bücher haben Sie auf Ihrem Leseweg am meisten beeindruckt?

Aus Platzgründen kann ich nur ein paar nennen und beschränke mich auf deutschsprachige Romane. Dazu zählen Carl Einsteins *Bebuquin*, Robert Walsers *Jakob von Gunten*, Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz*, Franz Kafkas *Prozess*, Uwe Johnsons *Mutmassungen über Jakob*, Max Frischs *Mein Name sei Gantenbein* und *Montauk*, Elfriede Jelineks *Liebhäberinnen*, Erika Pedrettis *Heiliger Sebastian*, Peter Bichsels *Jahreszeiten*, Peter Handkes *Die Angst des Tormanns beim Elfmeter*, Otto F. Walters *Die Verwilderung*, Verena Stefans *Häutungen*, Christa Wolfs *Kindheitsmuster* und *Kassandra*, Marlene Streeruwitz' *Lisa's Liebe*, Daniel Kehlmanns *Ruhm*, Pascal Merciers *Nachtzug nach Lissabon*, Christian Uetz' *Nur Du, und nur Ich*.

Abschliessend: Ihre drei Literaturtipps?

Jedem, der sich mit modernen Formen und Techniken des Schreibens befassen will, rate ich, Alfred Döblins Grossstadroman *Berlin Alexanderplatz* mit seinem voll entfaltenen Montageprinzip zu lesen. Es handelt sich um das Schlüsselwerk der modernen deutschen Erzählkunst. Aus der zeitgenössischen Literatur würde ich, ihrer innovativen Erzählweise wegen, folgende drei Romane wählen: Monika Marons *Animal triste* (1996), Daniel Kehlmanns *Ruhm* (2009) und Ralph Dutlis *Soutines letzte Fahrt* (2013).



Mario Andreotti: *Die Struktur der modernen Literatur*. 5. Auflage. UTB 1127. Haupt Verlag Bern. Fr. 28.–

Wie man einen Menschen hackt

Biohacker wollen den Menschen mit modernster Technik, Medikamenten und einem gesundem Lebensstil besser machen. Die Künstlerin Barbara Brülisauer wird sich in einem Experiment selber hacken – und will so kreativer werden. *von Urs-Peter Zwingli*

Darüber, dass Selbstoptimierung zum Zeitgeist gehört, schreiben sich Soziologen und Feuilletonisten die Finger wund. Eine zahlenmässig kleine, aber radikale Bewegung treibt derweil vom Mainstream praktisch unbemerkt diese Selbstoptimierung in neue Höhen: die sogenannten Biohacker. Sie kombinieren biologische und technische Forschung mit dem Anspruch von Computer-Hackern, bestehende Grenzen überwinden zu wollen. Das Spektrum reicht dabei von Gesundheitsfreaks, die jede ihrer Bewegungen und Nahrungsaufnahmen messen, protokollieren und vergleichen bis hin zu Forschern, die sich ihre elektronischen Gadgets selber in ihre Körper einpflanzen.

Auch die St.Galler Künstlerin Barbara Brülisauer macht sich diesen Sommer mit ihrem Projekt *Biohack Myself* zum Versuchsobjekt: Während eines dreimonatigen Aufenthalts in San Francisco will sie mittels Biohacking ihre künstlerische Kreativität optimieren. Diesen Prozess wird sie minutiös dokumentieren. Die gesammelten Daten und Erkenntnisse werden mit anderen Biohackern geteilt und auf einem Blog veröffentlicht und kommentiert.

Die Stadt an der US-Westküste biete sich für das Projekt ideal an, sagt die 40-jährige Brülisauer: «San Francisco war ein Eldorado der Hippies auf der Suche nach Sinn, Bewusstseinsweiterung und Persönlichkeitsentfaltung. Es scheint fast, als habe die Ausschöpfung und Optimierung aller Potentiale dort angefangen.»

Kaffee, Vitamine, Amphetamine

Als «Durchschnittsmensch» sei sie zudem bestens für ein solches Biohacking geeignet. Ihre Selbstüberwachung wird lückenlos geschehen: Während des Schlafs wird Brülisauer ein Stirnband tragen, das ihre Hirnaktivitäten aufzeichnet. Tagsüber wird sie Tagebuch führen zu Dingen wie Stimmung, Produktivität, Schlafqualität, Nahrungsaufnahme, sportlicher Betätigung und Stress. Letzterer ist manchmal sogar erwünscht: «Unter Stress bin ich kreativer und produktiver.» Um den Körper zu stressen, werde sie beispielsweise einen Kilometer in hohem Tempo rennen und sich unmittelbar danach an ihre Arbeit setzen. Brülisauer will zudem Yoga, Meditation, Kreativitätstechniken sowie «alle legalen Enhancements» ausprobieren. Unter Enhancements (to enhance = verbessern, steigern) kann man von Kaffee über Vitaminpillen oder Medikamenten bis hin zu Amphetaminen alles verstehen. Die Stadt St.Gallen sprach Brülisauer für das Projekt *Biohack Myself* einen Werkbeitrag von 10'000 Franken zu – allerdings erst, nachdem sich die Kommission für Kulturförderung versichert hatte, dass die Künstlerin dabei auf illegale Substanzen verzichten wird.

Dass sie sich zum eigenen Versuchsobjekt macht, hat in Brülisauers künstlerischem Schaffen Tradition: Für ihre Abschlussarbeit an der Basler Hochschule für Kunst und

Gestaltung lebte Brülisauer 2010 während eines halben Jahres in ihrem Bürgerort Appenzell, aus dem ihr Vater stammt. «Ich ging zu möglichst vielen kulturellen, religiösen und politischen Veranstaltungen, gab mich katholisch und bürgerlich und integrierte mich ins Dorfleben», sagt Brülisauer. Dieses Experiment, das die Innerrhölder Volksseele erkundet, dokumentierte sie unter dem Titel *Gott macht schön* mit einem Essay sowie Video- und Fotoaufnahmen.

Auch aus ihrem Aufenthalt in San Francisco soll eine künstlerische Arbeit entstehen. Noch ist allerdings unklar, in welcher Form. Bei der Wahl ihrer Materialien und Medien ist Brülisauer sehr vielseitig. So stellte sie im vergangenen Jahr im Kunstraum Nextex eine ausgeklügelte Installation aus, einen mehrstufigen Brunnen mit Rosenwasser. Dieser war inspiriert vom Satz «Revolutionen macht man nicht mit Rosenwasser», der kurz nach dem Ausbruch der französischen Revolution zum geflügelten Wort wurde.

Sektiererische Züge

Revolutionen und Biohacking haben eines gemeinsam: Sie werden von der Hoffnung auf einen besseren Menschen und letztlich eine bessere Gesellschaft angetrieben. Eine der extremsten Spielarten ist im Biohacking der Transhumanismus. Dieser strebt etwa die Aufhebung des Alterns, die Schaffung künstlicher Intelligenz, die Kontrolle der eigenen Psyche sowie allgemein die Überwindung menschlichen Leidens und die Ausbreitung des Menschen im All an. Visionen, die in ihrem unbedingten Glauben an die Zukunft etwas quasireligiöses, manchmal gar sektiererisches haben. Tatsächlich zieht sich die Beschäftigung mit Utopien und Hoffnungen der Menschen auch wie ein roter Faden durch die Arbeit der Künstlerin. Die Inspirationen dafür kommen immer von unterwegs, von der Strasse sozusagen: Brülisauer bereiste die Mongolei, China, Japan, Polen, Kasachstan, Venezuela, den Iran. 2012 verbrachte sie ein halbes Jahr in Kairo und dokumentierte die postrevolutionären Träume von ägyptischen Gemüsehändlern. In die USA – wo sich der Mythos des amerikanischen Traums hartnäckig hält – reist sie diesen Sommer zum ersten Mal.

barbarabruelisauer.com



Der Terminator, eine Schreckensgestalt an der Grenze zwischen Mensch und Maschine. (Bild: pd)

Für Florian Eicher, den im April verstorbenen stellvertretenden Leiter des Amts für Kultur des Kantons St.Gallen – Gedenksätze von Ueli Vogt.

Florian, wo bist du hin?

In einer departementsinternen Zeitung gab Florian auf die Frage, ob es ein Leben nach dem Tod gebe, die Antwort: JA.

Einfache zwei Buchstaben, kristallklar, entschieden und rein, dass sich jedes Nachfragen verbot, denn diese zwei Buchstaben sind nicht nur einfach, sie sind auch verständlich und positiv.

Also bist du noch irgendwo, weit kannst du nicht sein!

Wenn sich Florian einmal für oder gegen etwas entschieden hatte, blieb das dann gültig und unhinterfragt. Darin ergänzten wir uns wunderbar. Während meinem variantenreichen Denken die Vergangenheit immer wieder ins Gehege kommt, bleibt dem vorwärtsstrebenden Florianischen Geist immer die Gegenwart zum Handeln für die Zukunft offen, er hadert dann auch nicht mit selber gesetzten Grenzen. Dafür werden fortwährend und gegenwärtig die spannenden Fragen der Lebensgestaltung beantwortet, eine nach der andern, step by step.

Diese auch selbst gesetzten Grenzen zu akzeptieren, die Kontrolle darüber abgeben zu können, ist wohl auch eine gute Voraussetzung dafür, so lange, glücklich und erfüllend in einem Amt arbeiten zu können. Bei einer Arbeit, bei der die Rahmen von ganz vielen Seiten abgesteckt sind, ist der glücklich, der es versteht, auch in engen Feldern Freiräume auszumachen und diese dann auszufüllen. «Ein ehrliches Angebot.»

Mit Bedingungen und Begebenheiten umgehen zu können, war Florians Glück. Diese gegenwärtige Art der Lebensgestaltung ermöglicht eine grosse Gelassenheit, die Florian bis zu den letzten Tagen eigen war.

Ich reagiere fast schon allergisch auf Aussagen wie «...es ist ihm doch jetzt gut ergangen...», oder auf die Idee der Erlösung. Bei der Lebenshaltung von Florian sind solche Sätze schlicht und ergreifend falsch und nicht notwendig. Schon

arg von der Krankheit gezeichnet, nicht mehr fähig zu stehen und nur noch unter Mühen in der Lage zu sprechen, trank er mit Genuss, ja gar mit Gier Espresso und Champagner mit dem Röhrchen. Er verstand es, selbst in dieser für uns eng erscheinenden Welt, sein Leben zu gestalten. Er teilte dem Pflegepersonal mühsam und um Worte ringend mit, dass er so zufrieden sei, weil er alles gemacht habe, was er machen wollte. Da sein Wollen immer an die Möglichkeiten gebunden war, blieb nichts unerfüllt.



Hampeln, in den Fäden des Schicksals hängen, sich ganz gelassen aber bewusst fallen lassen, im vollen Vertrauen darauf, nicht abzustürzen, ganz sachte den Bewegungsspielraum ausprobieren – und plötzlich entsteht eine schöne und für einen selber unerwartete Choreografie. Im leichten Tänzeln auf die Welt zuzugehen ermöglicht Entdeckungen oder, noch passiver und ergebener ausgedrückt, so fügen sich dem offenen Menschen Sachen zu, von denen er nicht gedacht hat, dass er sie gebrauchen oder schön finden könnte. Die Welt wird grösser, reicher, es gibt Antworten auf nicht mal gestellte Fragen. Die Bedingungen, respektive das Schicksal werden zur Stütze, die es ermöglicht, darin umso freier zappeln zu können.

Dazu passt eine Stelle aus Arno Geigers Buch *Der alte König in seinem Exil*:

«...Schicksal war jahrtausendlang ein elementarer Begriff. Heute ist es fast verpönt, von Schicksal zu reden, alles muss erklärt werden. Aber manchmal kommt etwas auf uns zu, das wir nicht erklären und auch nicht aufhalten können. Zufällig trifft es die einen, die anderen zufällig nicht. Warum? Das bleibt ein Rätsel...».

Genau so dachte Florian: Es ist Pech und keine Ungerechtigkeit und wir dürfen ungeniert weiterleben.

Weit kannst du nicht sein. Weit weggehen war nur selten unsere Sache, das Gute fanden wir oft in der Nähe. Wir erkundeten und fanden so vieles, wir machten uns die Welt grösser, indem wir hinschauten, gwundrig waren. Wir suchten, überliessen uns aber auch dem zufälligen Finden. Nicht immer zielgerichtet vorgehen, nicht alles nur kontrollieren wollen: Das haben wir uns erarbeitet, das war unser Geheimnis, das hat uns über 20 wunderbare gemeinsame Jahre des gegenwärtigen Suchens ermöglicht.

Der Antrieb des Schaffens als Versuch, dem Geheimnis des Lebens auf die Schliche zu kommen, diese Antwortversuche anzunehmen und selber daran weiterzudenken hat Florian vorgebracht. Er hat ein kleines Ölbild von Francisco Sierra mit der Darstellung eines Totenschädels in seinen letzten Tagen in der palliativen Abteilung des Spitals dabei haben wollen, als Stück einer materiellen Gewohnheit, denn das wunderbare Werk hängt seit einigen Jahren bei uns neben dem Tisch und der Sämtlichkeit und führt uns den uns allen schon in die Wiege versprochenen Tod vor Augen, memento mori.

JA, es gibt ihn, und JA, Florian hat sich für ein Leben danach entschieden und auch JA, es bleibt ein Geheimnis, wir bleiben zurück mit der unbeantworteten Frage, aber Florians JA hat sich sicher erfüllt.

Am letzten Samstag im April tat Florian Eicher seinen letzten Atemzug, ohne Furcht und ohne grosse Trauer.

Am 25. April ist Florian Eicher an den Folgen eines Hirntumors 49-jährig gestorben. Sein Lebenspartner Ueli Vogt schrieb für die Abdankung diesen Text, den wir hier leicht gekürzt wiedergeben.

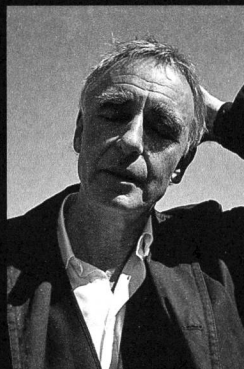
Präziser Beobachter mit wachem Blick

Er verkörperte einen Typus, der in der heutigen Medienwelt selten geworden ist: Der aus Rorschach stammende Journalist, Schriftsteller, Fotograf und Lehrer Alois Bischof ist 64jährig in Basel gestorben. *von Marcel Elsener*

«Der unberührte See, eine gespannte Haut. (...) Die Treppe umspielt von schwimmenden Bodenseezebras.» Kein Zweifel, mein erster Schwumm im Seewasser der Rorschacher Badhütte wird in diesem Juni Alois Bischof gelten, dem Heimwehstammgast aus Basel; Abtauchen mit Wisi, wie ihn die meisten Freunde im Osten nannten, im Kopf Passagen seiner Heimaterkundung «Der Blues, der See, die Heimat», Untertitel «Ein Ausflug an den Bodensee, mit Robert Walser im Gepäck», ein ausufernder Sommertext 2006 für die Kultur der damals noch nicht blocherisierten «Basler Zeitung». Zwischen den Seeschwümmen wandert Alois da «irgendwie andächtig» auf dem Robert-Walser-Pfad, er denkt an den toten Schriftsteller an Weihnachten 1956 im Schnee («Wer hat nur diese Fotos gemacht?»), «aber jetzt ist es heiss, leuchten die feimbuckligen Appenzeller Hügel sattgrün».

Das erzählte Leben

Vielleicht werde ich, obwohl seit einem Jahr Nichtraucher, mit einer Selbstgedrehten auf den Hüttenplanken den Verlust wegrauchen, dass Alois nicht mehr da ist. Und mir einen Rorschach-Reader erträumen, ein «jüngeres» Rorschach-Lesebuch mit Texten von 1970 bis heute. Da wären dann Bischofs «Nachgedanken» 1987 zum ersten Uferlos-Festival drin, «Von Waschfrauen, Kinos und dem runden Zelt am See», eine kritische Schwärmerei für das von einer ebenfalls ausgewanderten Rorschacherin initiierte Spektakel, aber nicht zu kritisch, gell, sonst «hätte er wohl das schweizerisch verbreitete Nestbeschmutzer-Etikett angeklebt bekommen».



Alois Bischof wusste bei aller verklärenden Hafentadtliebe sehr wohl um die kleingewerblichen Kleingeister, die einen klein halten. Hauptsache, ihre Kleinstadt würde «einkaufsattraktiv» sein. Wenn er über Rorschach schrieb, wie in einer Buchbesprechung 2011, tauchte er in seiner Jugend auf: «Muss mich im Zaume halten, hocke wieder beim Schuster Blumenstein und der Leimgeruch fächert, beichte bei Kaplan Kobler und leierte mein Vaterunser herunter, arbeite als 14Jähriger an der Karotten-Sortiermaschine in der Roco, stülpe dem sandsteinigen heiligen Jakob, der hoch über dem Brunnen steht, 15-jährig und sehr betrunken, eine Lederkappe über den Kopf, hocke vor allem im Eden und im Palace und im Rex...» Und er zitierte Peter Bichsel, wonach der Sinn der Literatur nicht darin liege, dass Inhalte vermittelt werden, «sondern darin, dass das Erzählen aufrechterhalten wird. Weil die Menschen Geschichten brauchen, um überleben zu können. Nur das Leben, das man sich selbst erzählen kann, ist ein sinnvolles Leben.»

Im Bichsel'schen Sinn war Bischof als begnadeter Geschichtenerzähler ein begeisternder Lebenstrainer. Kein Nachruf in seiner nach dem Studium gewählten Zweitheimat

Basel, in dem er nicht als «anregender Gesprächspartner» und «leidenschaftlicher Lehrer» gewürdigt wird – Lehrer für Kulturwissenschaft an der Berufsfachschule für Gesundheit; Lehrer oder besser Begleiter, Zuhörer, Berater von lieb gewonnenen «traurigen Gestalten», die er in den Beizen von Klein- und Grossbasel antraf, im Schiefen Eck, Schmalen Wurf, Schafeck oder Manger et boire. Oder im Rorschacher Hirschen, Rheinfels, Helvetia ...

«Striehli» im öffentlichen Raum

Wo immer man Alois traf, wusste er eine Geschichte zu erzählen. Als «Striehli» prägte er mit seinem schwarzen Labrador das Stadtbild Basels. Beau und Bonvivant mit schelmischem Charme und mit einer Eitelkeit, die man ihm gern verzieh; präziser Beobachter mit wachem Blick unter buschigen Augenbrauen und Beret. Er bewegte sich sichtbar und gern im öffentlichen Raum, und er machte sich dazu allerhand Gedanken, sozusagen auf der Gasse über das Verschwinden der Gasse. Er war, er wird jetzt schmunzelnd den Kopf schütteln, ein wandelndes Angebot.

Umso grösser der Verlust – gerade der jederzeit möglichen Begegnung. Es nervt mich, dass ich mir bei unserem letzten Treffen auf einem Feldweg bei Riehen nicht den Namen seines italienischen Lieblingsphilosophen notierte, von dem er ein Büchlein mit sich trug (wars aus dem Mittelalter, wars ein Mönch?). Beim nächsten Mal, dachte ich mir, so wie immer, wenn wir uns sahen: Nächstes Mal länger, gell. Jetzt gibt es kein nächstes Mal, Wisi ist plötzlich weg, Herzstillstand nach einem Nachspaziergang mit dem Hund, am 21. April. Ein Schock für alle Freunde und für die vielen Bekannten.

Ein Abgesang

64 Jahre sind viel zu wenig für ein Leben, auch wenn es gut und grosszügig gelebt wurde. Und in dem Alois, in der seit den 1990er-Jahren zunehmend schwierigen Rolle als freier Journalist, viel erreicht hat. Allein die Pressepreise, allen voran der internationale «Targa d'oro» der Stadt Rom (1986) und der Zürcher Journalistenpreis (1989), sprechen für sich. Mehrfach wurde er mit Niklaus Meienberg verglichen, den er bewunderte. Und mit dem er die Freude gemeinsam hatte an der unverblühten, gleichwohl poetischen Sprache, an der Recherche auf Seiten der Schwachen, an Spleens wie Motorrädern und an Frankreich und französischen Denkern. Einer seiner letzten Texte für ein St.Galler Medium, wiederum fürs Tagblatt (im Saiten hat er leider nie publiziert), trug den schönen Titel «Adieu les carrées» – ein Abgesang auf seine Lieblingszigarette, die quadratischen Parisienne ohne Filter, deren Produktion 2011 im jurassischen Boncourt nach 80 Jahren eingestellt wurden: «Eine Art Heimat- oder Schweiz-

Verlust. Und selbst die grösste und eingefleischteste Heimätteler-Partei kümmert sich einen Dreck um deren Verschwinden. Eine Lappalie halt. Wie wenn Geschichtsverlust eine Lappalie wäre.»

Aufrichtige Wahrheitssuche

Zuletzt litt Bischof unter «süffig-säuselnden», aber mutlosen «Smart-Denkern» und «Savoir-vivre-Intellektuellen», die sich auf den Redaktionen breit machten, wie er in einem Essay für «Die Zeit» spot-tete: «Heute einen Text über Rassismus und morgen davon erzählen, was es mit dem Tragkomfort eleganter Lederschuhe auf sich hat.» Nein, das war nicht mehr die Medienwelt des langjährigen Autors für «WOZ», «Du», «DieZeit» und «Das Magazin», der einst grosse Reportagen (oft mit eigenen Fotos) über Kuba oder das Kleinbasel publizierte, und in der Ostschweiz speziell in Erinnerung die Annäherung an den rechtsradikalen Sohn von linken Bekannten im (anonymisierten) Rorschacher Neuquartier. Da ging er, wie immer, nah ran, kritisch, aber warmherzig, den Menschen zugewandt.

«Nein, diese Journalisten sind nicht wie du, der du nicht gerne telefoniert, die Geschichten immer vor Ort erkundet hast, mitten reingegangen ist, in New York oder Vietnam», schrieb Bischof 2007 in einer Briefhommage an den verschwundenen Jürg Federspiel. Für die aufrichtige Wahrheitssuche im Sinn seiner bevorzugten Schreiber und Künstler wie Joseph Roth, Friedrich Glauser, Pasolini, Dylan oder Van Morrison war in einer vom Geld geglätteten und «fit getrimmten» Welt nur in Nischen und kleinen Dosen Platz.

Von Alois Bischof bleiben viele Texte, in Buchform wenigstens sein düsterer Roman *Das Verhängnis* (2001) und die Bildbände *Heim! Streifzüge durch die Heimlandschaft* (1991) sowie *1310 Grad Celsius, Grossgiesserei Sulzer* (1993). Und in dem zum Kantonsjubiläum 2003 erschienenen Reportagenband *St.Galler Spitzen* ist es ausgerechnet der Rorschacher in Basel, der die Bratwurst- und Sticke-reistadt besucht. Und nur mässig begeistert ist vom «wasserlosen, einengenden Tal» und dem kaufmännisch-beflissenen «Ringeln nach Erwerb und Gewinn».

Viel lieber als in der St.Galler Enge hockte er auf den Holzbrettern der Badhütte Rorschach. In einem Land ohne Meeranschluss schätzte er umso mehr den Bodensee und den Rhein. Im Fluss oder Bach, wie die Basler sagen, liess sich Alois Bischof «ungeheuer leicht dahintreiben». Und manchmal schwamm er auch flussaufwärts, Rorschach entgegen.

Herbst und Winter als Zeit der «unheimlichen Bäume»? Ich weiss nicht so recht. Natürlich kann zum Beispiel eine knorri-ge Eiche im dichten Nebel etwas unheimlich wirken – ist es aber nicht. Unheimlicher ist da schon die Tanne im Wald von Jonschwil, an die Ernst Schräml im Zweiten Weltkrieg festgebunden wurde, um als «Landesverräter» erschossen zu werden. Oder die Eiche an der Ostseeküste, in der Nähe von Kiel, von der ein Landschaftsgärtner erzählt: «Vor 150 oder 200 Jahren haben sie die sogenannte letzte Hexe aufgehängt an diesem Baum.» Bereits Geschichte ist die Föh-re, die Igor Kostin bei Tschernobyl fotografiert hat. Im Zwei-ten Weltkrieg verwendeten die Deutschen sie als Galgen, so dass sie zum Symbol des Widerstands gegen die Nazis wurde. Ein paar Jahre nach dem GAU von 1986 fiel der Baum dann von selber um. Unheimlich sind auch die Fotos mit den zerbombten Wäldern von Ypern. Diese wurden im Ersten Weltkrieg von Granaten regelrecht zerfetzt. Eher skurril-anekdotisch muten hingegen die Bäume an, die von ehemali-gen Schlachtfeldern stammen. Weil sie oft mit Metallsplit-tern durchsetzt sind, müssen sie in der Sägerei durch Metall-detektoren geprüft werden. Sonst werden die Sägeblätter ruiniert. Ähnliche Probleme machen Bäume aus der Umge-bung von Waffenplätzen.

Im Herbst gehen die Seelen der Laubbäume in ein anderes Land. Im Frühling kommen sie zurück. In einem naturmysti-schen Bild ausgedrückt: Riesige Schiffe voller Bäume fahren in die dunkle Jenseitswelt des Winters. Im Frühling bringen sie die Baumseelen dann zurück.

Das sind zwei von Hunderten kurzer «Notizen zu Baum & Wald» des St.Galler Historikers Peter Müller. Die eine historisch, die andere mystisch: So weit ist das Spektrum. Fundstücke aus der Geschichte, Berichte über berühmte oder skurrile Bäume, Trouvaillen aus alten Zeitungen, aber auch Naturreflexionen und -assoziationen, Poeti-sches, Surreales und Zivilisationskritisches ist versammelt unter dem Titel *Wälder wachsen still*. Peter Müller schliesst damit an das von ihm und Hanspeter Schumacher 2002 bei der VGS publizierte Baumgeschichten-Buch *Rogghalm-linde, Harfentanne* an. Die jetzigen Notizen zeigen den Baumfreund Müller von einer persönli-chen Seite – am 3. Juni um 19 Uhr ist Buchvernissage im Keller der Rose in St.Gallen.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI


Auf dem Metzplatz

Vom 17. bis 21. Juni finden in Lenzburg die 18. Theatertage statt ein kleines Festival der Bühnenkunst. Der Theatermacher Mark Wetter und sein Team haben dieses Mal ein Programm aus «Gewürzkräutern und Gewächsen für Topf und Kopf» zusammengestellt. Neben vielem anderem ist die Junge Marie – ein Jugendtheaterprojekt des Theaters Marie – mit ihrer vielbeachteten ersten Produktion «Sagt lila» zu sehen, oder das Basler Vorstadttheater mit «Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde» (Bild). **Mittwoch, 17. bis Sonntag, 21. Juni**
Alter Gemeindesaal und Metzplatz Lenzburg
theaterschoeneswetter.ch

Programmzeitung


Ausnahmezustand pp

2 Wochen Aufbau, 1 Woche junge Kunst, 2 Tage Abbau. Jedes Jahr von Neuem herrscht im Werkraum Warteck pp der Ausnahmezustand, wenn Handwerker, Kreative und Vereine ihre Reviere für die «Liste – Young Art Fair» freiräumen: für junge Kunst, die noch entdeckt werden kann. Und für jene, die diese Kunst unterstützen, bevor sie etabliert ist. Von der Kunst leben zu können, davon träumen viele. Die Liste, die ihr 20-Jahre-Jubiläum feiert, ist ihre Traumfabrik. **Liste 20**
Montag 15. Juni, 17–21 Uhr (Vernissage), bis **Samstag, 21. Juni**
Werkraum Warteck pp Basel
liste.ch

BKA


Generation Y

Die Zürcher Autorin Michèle Roten, bekannt als Kolumnistin beim «Magazin», ist zurzeit Hausautorin bei Konzert Theater Bern. Ihr Debütstück «Wir sind selig!» feiert im Juni Premiere in der alternativen Spielstätte Heitere Fahne am Stadtrand. Das Stück erzählt von Anna, die sich nach einer Fehlgeburt in ein groteskes Mitteilungsbedürfnis steigert und die Generation Y, der sie angehört, in Frage stellt. **Wir sind selig!**
Freitag, 5. Juni (Premiere), Vorstellungen bis 26. Juni
Heitere Fahne, Wabern
konzerttheaterbern.ch

041

Das Kulturmagazin



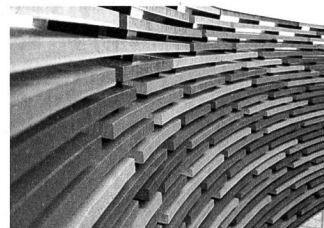
Indie auf dem Berg

Auf dem Krienser Sonnenberg nahe Luzern findet diesen Monat zum zehnten Mal das B-Sides Festival statt. Das Indie-Festival ist mit seiner einzigartigen Stimmung und mit seinem von lokalen Kreativen liebevoll gestalteten Gelände ein Geheimtipp. Der Headliner heisst dieses Jahr Tocotronic, daneben warten bekanntere und unbekanntere Acts darauf, entdeckt zu werden. Wer das Bad-Bonn-Festival in Düdigen oder das One-of-a-Million-Festival in Baden mag, ist auf dem Sonnenberg am richtigen Ort. **B-Sides Festival: Donnerstag, 11. bis Samstag, 13. Juni, auf dem Sonnenberg, Kriens/Luzern.**
b-sides.ch

KOLT


Erich Fischer Quartett

«Jazz ist die Freiheit, viele Formen zu haben.» Das Zitat von Duke Ellington soll sprichwörtlich Programm des Erich Fischer Quartetts sein. Der Bandleader Erich Fischer hat sich der stilistisch vielfältigen und abwechslungsreichen Welt des Jazz verschrieben und lässt Einflüsse der lateinamerikanischen und der afrikanischen Musik in seine Kompositionen einfließen. Phantasievolle Themen werden mal sparsam im Duo, spannende Solos mal leise und ruhig, mal ekstatisch brodelnd umgesetzt. **Mittwoch, 17. Juni, 20.15 Uhr**
Vario Bar Olten

KUL


Freiluft in Bad Ragaz

Mehrere hundert Skulpturen von 90 Kunstschaffenden aus 13 Ländern: Das ist die 6. Schweizerische Triennale der Skulptur, genannt Bad RagARTz, die Initiative privater Mäzene. Von Mai bis November 2015 verwandelt sich die Region um den Badeort und die Schlucht samt Ableger im liechtensteinischen Vaduz zu einem Skulpturenpark unter freiem Himmel – zu einer Kunstlandschaft. **Bad Ragartz**
Bis November in Bad Ragaz und Vaduz
badragartz.ch

Coucou


Im Eschenbergwald

Der Eschenbergwald beherbergt allerlei interessante Gestalten, vom Eremiten über Jogger bis hin zu Wölfen. Dazu gesellt sich seit anfangs Mai eine ganze Horde tierischer Skulpturen, die sich über eine Länge von zwei Kilometern verteilen. Als Vorbilder hat den Künstlerinnen und Künstler alles gedient, was sich an heimischer Fauna rund um uns herum tummelt. Der Pfad kann rund um die Uhr auf eigene Faust erkundet werden, am 21. Juni findet ein Sommerfest statt. **Sonntag, 21. Juni, 11 bis 17 Uhr**
Skulpturenpfad (unterhalb Bruderhaus) Winterthur
bl5-kunst.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.
kulturpool.biz